

angekommen

Bischofshofner Zuwanderer erzählen

herausgegeben von Helga Embacher

unter Mitarbeit von Gertrude Chalupny, Edith Kammerlander und Elisabeth Weber

Initiator und Auftraggeber Kulturverein Pongowe Bischofshofen

Einleitung	6
Karte	8
1. „Heim ins Reich“: Südtiroler Optanten	9
<i>Richard Mitterstieler</i> : Atzwang bei Bozen – Bischofshofen – Ratschach bei Steinbrück (Zidani Most) – Bischofshofen	11
2. 1945: „Volksdeutsche“ auf der Flucht	19
<i>Anita Mitterstieler</i> : Bielsko (Polen) – Pfarrwerfen – Bischofshofen	23
<i>Emmy Strobl</i> : Zeiden (Rumänien) – Bischofshofen	29
3. Zum Studium nach Österreich	37
<i>Bahig Fares Khier</i> : Naqada (Ägypten) – Omdurman (Sudan) – Innsbruck/Tirol – Schwarzach im Pg. – Bad Gastein – Bischofshofen	39
4. Flucht aus dem „real existierenden Kommunismus“	49
<i>Martha Smola</i> : Wien-Tschechoslowakei-Bischofshofen	51
<i>Barbara Dukat</i> : Martin (Tschechoslowakei) – Quargla (Algerien) – Bischofshofen ...	59
5. „Gastarbeiter“, Familienzusammenführung und neue Arbeitsmigration	65
<i>Mario Jandroković</i> : „Ich gehöre zur Minderheit der Pongauer Kroaten“	69
<i>Mehmet Calli</i> : Izmir (Türkei) – Bischofshofen	77
<i>Jale Calli</i> : Bischofshofen	83
<i>Mirjana Milisavljevic</i> : Varvarin (Serbien) – Bürmoos – Flachau- St. Martin/Tennengebirge – Bischofshofen	87
<i>Lilli (Ljiljana) Blečić</i> : Slavonski Brod (Jugoslawien) – St. Johann/Pg. – Bischofshofen	93
<i>Zoltan Scücs</i> : Budapest (Ungarn) – Bischofshofen	99
6. Flüchtlinge aus den Jugoslawienkriegen	103
<i>Nihad Mujicic</i> : Kozarac (Jugoslawien) – Schweiz – Deutschland – Kozarac (Bosnien und Herzegowina) – Bischofshofen	107
7. Aus Liebe nach Bischofshofen	115
<i>Anna Köpf</i> : Novi-Kozarci (Jugoslawien) – Kikinda <i>Rusko-Selo</i> – Bischofshofen	117
<i>Emiko Luger</i> : Hokkaido (Japan) – Bischofshofen	123
<i>Sucrin Madl</i> : Kuwait – Goa (Indien) – Mumbai – Bischofshofen	127
<i>Scholastica Stanko</i> : Kisumu-Siaya (Kenia) – Bischofshofen	131
<i>Litzi Költringer</i> : Oruro (Bolivien) – Bischofshofen	137
Interviewpartner/innen	140

Einleitung

In diesem Buch kommen Menschen zu Wort, die seit dem Zweiten Weltkrieg mehr oder weniger zufällig in Bischofshofen angekommen sind. Sie stammen aus Südtirol, Osteuropa, Rumänien, dem ehemaligen Jugoslawien, der Türkei, aus Ägypten, Kenia, Indien, Japan und Bolivien. Die Gründe für ihre Zuwanderung sind höchst unterschiedlich, häufig jedoch von politischen und wirtschaftlichen Faktoren bestimmt. Einige flüchteten am Ende des Zweiten Weltkrieges als sogenannte Volksdeutsche vor der Roten Armee aus Polen und Rumänien, andere wollten dem Kommunismus in der Tschechoslowakei entkommen und wieder andere gelangten als Folge des „Jugoslawienkrieges“ nach Österreich. Die Mehrheit unserer Gesprächspartner und -partnerinnen kam aus wirtschaftlichen Überlegungen, als sogenannte Gastarbeiter, auf der Suche nach besseren Verdienst- und Lebensmöglichkeiten. Einige Frauen entschieden sich für Bischofshofen aus Liebe zu ihrem Ehepartner. Die einzelnen Lebensgeschichten geben somit Einblick in höchst unterschiedliche Lebenswelten, wie in das mittlerweile fast „untergegangene“ Leben der deutschsprachigen Minderheit in Osteuropa oder in das Leben unter dem Kommunismus in der Tschechoslowakei, in Ungarn und Tito-Jugoslawien. Wir erfahren aber auch von der Aids-Problematik und der Genitalbeschneidung in Kenia, von der medizinischen Versorgung in einer Oase in Algerien und vom oft schwierigen Leben der Kopten in Ägypten.

Auch wenn die hier zu Wort Gekommenen sehr individuelle Lebensgeschichten mitbringen und aus sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten stammen, lassen sich gewisse gemeinsame Erfahrungen feststellen: Abgesehen von den deutschsprachigen Zuwanderern (Südtiroler, Volksdeutsche) war für alle das Erlernen und Verstehen der deutschen Sprache eine der größten Herausforderungen. Einige haben innerhalb kürzester Zeit ein nahezu perfektes Deutsch gelernt, andere quälen sich selbst nach Jahrzehnten mit der deutschen Grammatik und mit den als höchst unlogisch empfundenen Artikeln. Eine spezielle Herausforderung bedeutete auch der Pongauer Dialekt. Als auffallend erweist sich, dass nur wenige persönlich Ausländerfeindlichkeit erlebt haben. Die muslimischen Zuwanderer kritisierten allerdings das von den Medien verbreitete negative Islambild, wovon sie sich auch persönlich verletzt fühlen. Vor allem jene, die als Flüchtlinge gekommen sind, betonen, dass sie in der Pongauer Kleinstadt einen Ort gefunden haben, in dem sie zur Ruhe kommen können und einen normalen Alltag leben dürfen. An den Interviews wurde allerdings auch deutlich, dass Menschen, die Kriege und Verfolgung erlebt haben, immer wieder von ihren traumatischen Erinnerungen eingeholt werden. Nur ein Teil unserer Interviewpartner und -partnerinnen ist in Besitz der österreichischen Staatsbürgerschaft. Manche hätten sie gerne, müssen aber noch darauf warten (und sparen!), andere wollen aus Gründen der Loyalität mit ihrem Herkunftsland ihre Staatsbürgerschaft nicht aufgeben. Einige besitzen eine Doppelstaatsbürgerschaft, ein Privileg, das nur gewisse Länder ermöglichen, in einer globalisierten Welt jedoch zur Selbstverständlichkeit werden sollte.

Alle Lebensgeschichten wurden auf Tonband aufgezeichnet, transkribiert, also wörtlich niedergeschrieben, und für die Veröffentlichung gekürzt, strukturiert und bearbeitet. Es handelt sich dabei um narrative Interviews, das heißt, wir haben die Menschen zuerst aus ihrem Leben erzählen lassen und erst am Ende der Erzählung nachgefragt. Die Interviews dauerten zwischen einer und drei Stunden und wurden zwischen Juni 2010 und Juli 2011 von Gertrude Chalupny, Edith Kammerlander, Elisabeth Weber und Helga Embacher geführt. Bei der Verfassung der einzelnen Lebensgeschichten wurde versucht, die gesprochene Sprache so weit wie möglich wiederzugeben. Zur besseren Lesbarkeit waren allerdings auch sprachliche Veränderungen notwendig, auch deshalb, da die meisten Interviewpartner und -partnerinnen nicht in ihrer Muttersprache interviewt werden konnten und höchst unterschiedliche Deutschkenntnisse aufgewiesen haben. Vorausschickend soll auch noch betont werden, dass es sich bei Lebensgeschichten immer um subjektive Darstellungen und persönliche Einschätzungen von historischen Ereignissen handelt, die nicht immer von uns geteilt wurden und auch von den Lesern unterschiedlich interpretiert werden können.

Unser großer Dank gilt allen Interviewpartnern und Interviewpartnerinnen, die schnell bereit waren, ihr Leben zu erzählen und somit auch öffentlich zu machen. Bedanken möchte ich mich auch bei Mario Jandroković für seinen ausgezeichneten Text über seine Familie, die zu den ersten Gastarbeiterfamilien im Ort zählte. Nadine Ernsting bin ich für die Transkription einiger Interviews zu Dank verpflichtet, Hannes Embacher für die Gestaltung der Landkarte und Karl Rothauer für seine technische Hilfe.

Helga Embacher

Aus vielen Erdteilen nach Bischofshofen



1. „Heim ins Reich“ Südtiroler Optanten

In Bischofshofen erinnert die Südtirolersiedlung noch an jene 700 bis 800 Südtiroler, die sich während des Nationalsozialismus in der „Neuen Heimat“ angesiedelt haben.

Wie kam es zu dieser Umsiedlung? Hitler und Mussolini schlossen 1939 ein Abkommen zur „ethnischen Flurbereinigung“, wovon beide profitieren wollten. Mussolini erhoffte sich von der Aussiedlung der Südtiroler eine Italienisierung Südtirols und die Nationalsozialisten betrachteten die Umsiedlung dieser deutschen Minderheit in Italien als Teil einer großräumigen Umsiedlungspolitik zur Germanisierung der eroberten Gebiete im Osten. Die Deutschen in Südtirol sollten dem deutsch-italienischen Freundschaftsbund geopfert und in den eroberten Osten und nach Slowenien verpflanzt werden. Für die nationalsozialistische Umsiedlungspolitik und somit auch für die Aussiedlung der Südtiroler war „Reichsführer SS“ Heinrich Himmler verantwortlich, den Hitler auch zum „Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums“ ernannt hatte. In Südtirol machte sich schnell das Gerücht breit, dass die im Land gebliebenen Südtiroler südlich des Po umgesiedelt werden sollten, während man den Optanten Bauernhöfe im eroberten Polen und Galizien versprach.

Die Südtiroler standen somit vor der schwierigen Entscheidung, entweder die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen und einer Aussiedlung nach „Großdeutschland“ zuzustimmen oder ihre Muttersprache und Kultur aufzugeben. Da Südtirol nach dem Ersten Weltkrieg Italien zugesprochen worden war, hatte dort bereits mit Mussolinis Machtübernahme 1922 eine starke Italienisierung eingesetzt. Der deutsche Schulunterricht wurde verboten, Italienisch als Amtssprache eingeführt, deutsche Ortsnamen und sogar Grabsteininschriften mussten italienisiert werden, um nur einige wesentliche Maßnahmen zu nennen. Ab 1935 begann eine massive Zuwanderung von Italienern, womit der Charakter Südtirols nachhaltig verändert werden sollte. Die nationalsozialistische Propaganda stieß somit in Südtirol auf fruchtbaren Boden. Selbst Hitler zeigte sich erstaunt darüber, dass 86 Prozent der Südtiroler für Deutschland optierten. Letztendlich haben aber nur 8 Prozent (= 75.000) das Land verlassen, unter ihnen großteils unselbständig Erwerbstätige mit wenig oder keinem Besitz. Bauern waren selten bereit, ihre Höfe zurückzulassen. Insgesamt kamen rund 70.000 Südtiroler nach Österreich, vor allem nach Tirol und Vorarlberg. Im Bundesland Salzburg lebten 1941 rund 6.000 von ihnen. Die Umsiedlung spaltete viele Familien und war lange ein politisches Tabu.

Nach 1945 kehrte ein Großteil der Umsiedler zurück. Die Hoffnung vieler Südtiroler auf eine Rückkehr zu Österreich ging nicht in Erfüllung. Die Alliierten zeigten im Klima des Kalten Krieges wenig Interesse, die Brennergrenze zu verändern. 1946 wurde aber ein erstes Autonomie-Abkommen¹ geschlossen, das jedoch noch wenig zufriedenstellend war. Zumindest durften deutschsprachige Schulen wieder errichtet und die italienisierten Orts- und Familiennamen eingedeutscht werden, die Umsiedler durften zurückkehren und die italienische Staatsbürgerschaft wieder beantragen. Nach langen Verhandlungen, begleitet von einer Reihe von Attentaten (Sprengung von Hochspannungsmasten) Anfang der 1960er Jahre, trat 1972 das zweite Autonomiestatut in Kraft. Die vollständige Umsetzung der im Südtirol-Paket enthaltenen Maßnahmen dauerte noch bis 1992. Mittlerweile gilt Südtirol als Vorbild hinsichtlich der Minderheitenrechte.

In Bischofshofen gründete Rudolf Recla 1946 den Verein der Südtiroler, der sich zuerst um notleidende Familien kümmerte und Südtiroler Kriegsheimkehrer betreute. Später konzentrierte sich der Verein auf kulturelle Belange und die Aufrechterhaltung der Erinnerung an die verlassene Heimat. Die Vereinsfahne bringt die doppelte Loyalität der Bischofshofner Südtiroler zum Ausdruck: Auf der Vorderseite ist ein Bild der Stadt Bischofshofen abgebildet, auf der Rückseite der Südtiroler Adler mit den Wappen der sieben Südtiroler Städte Bozen, Meran, Brixen, Bruneck, Sterzing, Klausen und Glurns². Stellvertretend für die Bischofshofner Südtiroler kommt Richard Mitterstieler hier zu Wort. Seine Familiengeschichte entspricht weitgehend den Beschreibungen über die Umsiedlung, weist allerdings noch einen tragischen „Sonderweg“ auf: Im Zuge der Zwangsgermanisierung wurde der Familie in Slowenien ein Bauernhof zugewiesen, wo sie in den Partisanenkrieg geraten ist. Richards Lebensgeschichte ist auch insofern von Bedeutung, da die Ansiedlung von Südtirolern in Slowenien bisher wissenschaftlich kaum bearbeitet wurde.

Literaturhinweis

Rolf Steininger: Südtirol im 20. Jahrhundert. Vom Leben und Überleben einer Minderheit, Innsbruck-Wien 1999.

¹ Das Gruber-De-Gasperi-Abkommen, auch Pariser Abkommen, wurde vom österreichischen Außenminister Karl Gruber und dem italienischen Ministerpräsidenten Alcide De Gasperi unterzeichnet.

² Vgl. dazu Fritz Hörmann (Hg.): Chronik Bischofshofen. Vom Markt zur Stadt. Bd. II, Bischofshofen 2001, S.476-477.

Richard Mitterstieler

Atzwang bei Bozen – Bischofshofen –
Ratschach bei Steinbrück (Zidani Most) – Bischofshofen



Amigos: Richard am Bass



Familie Mitterstieler in Südtirol

Richard Mitterstieler kam 1933 als Kind deutschsprachiger Eltern in Atzwang bei Bozen zur Welt. Nach dem Hitler-Mussolini-Abkommen im Oktober 1939 optierten seine Eltern für eine Auswanderung aus Südtirol. Nach einem kurzen Zwischen-aufenthalt in Bischofshofen erhielt die Familie einen großen Bauernhof im heutigen Slowenien (damals als Untersteiermark bezeichnet) zugeteilt. Nach dem Überfall auf Jugoslawien im April 1941 besetzte die Deutsche Wehrmacht einen Teil Sloweniens³ und leitete eine brutale Zwangsgermanisierung ein. Rund 200.000 Slowenen wurden nach Kroatien vertrieben, viele schlossen sich dem Widerstand gegen die deutsche Besatzung an. Die Familie Mitterstieler geriet in einen auf beiden Seiten grausam geführten Partisanenkrieg. 1944 kehrten sie nach Bischofshofen zurück. Richard gründete eine Familie und machte sich durch sein politisches, gewerkschaftliches und sportliches Engagement einen Namen. Er war auch Mitglied der Band Amigos.

³ Der Rest des Landes wurde unter den Verbündeten Italien und Ungarn aufgeteilt.

Kindheit unter Mussolini

„Im damaligen Südtirol war keine Lebensbedingung mehr für die Familie ...“

Mein Vater war Metzger von Beruf. Er hat in Südtirol eine eigene Metzgerei gehabt. In Atzwang, da ist gerade ein Kraftwerk an der Eisack gebaut worden, hat er sie gekauft. Die Mama hat oft allein in der Metzgerei gearbeitet und musste manchmal auch eine halbe Kuh „aushacken“. Das hat sie gemacht! Meine Mama hat immer gearbeitet. Sie hat auch für die Carabinieri Wäsche gewaschen, damit etwas Geld hereingeht und Beeren gesammelt. Mein Vater hat dann die Metzgerei verkauft, er wollte mit Italienern mit Weinfässern Geschäfte machen. Die haben ihn „betakelt“ und die Metzgerei war weg. Es gab keine Lebensbedingung mehr für die Familie.

Nach dem Hitler-Mussolini Abkommen 1939 über die Umsiedlung der deutschsprachigen Südtiroler mussten wir nach „Großdeutschland“ auswandern, weil kein Leben in Südtirol mehr möglich war. Wir sind mit dem Zug nach Innsbruck gefahren, der Brenner war die Grenze zu „Großdeutschland“. Jeder war froh, dass er draußen war!

Zuerst wussten meine Eltern nicht, wohin – nur heraus aus Südtirol. Eine Woche waren wir in einem Gasthaus in Innsbruck. Und dort hatte mein Vater schon den Posten bei der Eisenbahn als Heizer in einer Dampfmaschine. Elektrifiziert war ja nur die Strecke nach Salzburg! Drum sind wir nach Bischofshofen gekommen. Es hat auch geheißen, wir kriegen eine neue Wohnung in der „Neuen Heimat“. Aber zuerst waren wir in einem Gasthaus. Im Herbst haben wir dann schon eine fünfteilige Wohnung in der Südtirolersiedlung bekommen, das war super. Wenn ich bedenke, wie wir drinnen in Südtirol gewohnt haben. Plumpsklo, das war überall so, sogar in den besten Häusern. Gewaschen haben wir uns beim Brunnen oder in einer Schüssel. Die Südtiroler Siedlung war modernst, mit einem Bad. Keiner hat ein Bad gekannt, Badewanne, englisches Klo! Und wir sind da hinein gekommen. Das war eine Steigerung. Damals haben sicher wenige Bischofshofner ein Bad gehabt.

Als Südtiroler bist du herkommen und du hast dich den Salzburgern anpassen müssen. Wir haben als Jugendliche auch Kämpfe gehabt. Das Gute war, dass wir alle Deutsch geredet haben. Aber wir haben echte Kämpfe gehabt da oben am Moosberg, da sind wir angetreten gegen die Bischofshofner. Und das muss man auch sagen: In der Hitlerzeit wurde es propagiert, dass du kämpfst. Aber wir haben uns trotzdem leicht getan, weil wir Deutsch geredet haben. Wir sind da auch wieder zur Schule geschickt worden. In Italien war es ja so, dass wir nur in die italienische Schule gegangen sind.

Ein verlockendes Angebot

„Wir hätten da nie hinuntergehen müssen ...“

1943 hat mein Vater ein Angebot bekommen zur „Deutschisierung“ von Jugoslawien, damals Untersteiermark, heute Slowenien. Da hat mein Vater einen Bauernhof bekommen. Wir sind dann übersiedelt nach Ratschach–Steinbrück, heute Zidani Most. Da haben wir einen großen Bauernhof bekommen mit siebzig Stück Vieh! Da ist es uns sehr, sehr gut gegangen! Wir haben das nicht gemerkt, dass rundherum die Not geherrscht hat durch den Krieg. Dabei waren ja im dreiundvierziger Jahr schon die Niederlagen⁴. Mein Vater musste nicht in den Krieg, weil er als „Siedler“ in erobertes Land gegangen ist. Dann, nach einem Jahr, sind wir von den jugoslawischen Partisanen überrannt worden. Wir waren da mitten drin!

Im Herbst wurde meinem Vater von Partisanen der Fuß angeschossen. Zum Glück hat ihn mein Bruder da liegen gesehen. Die Brüder haben ein Pferd eingespannt und einen Leiterwagen genommen, meine Mutter sollte das gar nicht wissen. Aber sie hat es doch gesehen, vielleicht hat sie ihn noch verbunden. Ich weiß heute noch nicht, wie er das überstanden hat, zehn Kilometer im Leiterwagen nach Ratschach, dann nach Cilli ins Krankenhaus.

Wir haben dann so weitergewurstelt. Wir haben guten Kontakt gehabt zu Slowenen und einer sagte uns: „Passt auf, wenn ihr in der Nacht drei Schüsse hört, müsst ihr weg. Dann kommen die Partisanen und holen das Vieh!“ Und genau so war es, bis auf zwei Schweine haben sie uns alles genommen⁵.

Wir sind auf die andere Talseite gesiedelt, da war hinter Palisaden und Stacheldraht eine deutsche Kompanie. Da konnten wir davor ein Haus beziehen. Aber meine Mutter wollte da schon wieder zurück nach Bischofshofen. Dort hat es auch keine Schule gegeben für uns. Ein Leutnant der Kompanie war früher Lehrer, da haben wir so nebenbei Schule gehabt. Im Grunde genommen hab ich nie im Leben eine vierte Klasse besucht!

4 Die Vernichtung der 6. Armee in Stalingrad Anfang 1943 gilt als Wendepunkt des Zweiten Weltkrieges; auch viele deutsche Soldaten begannen an einem Sieg zu zweifeln.

5 Der Partisanenkrieg entstand als Reaktion auf den deutschen Überfall auf Jugoslawien und nahm durch die deutsche Kriegsführung (Zerstörung ganzer Dörfer mit vielen zivilen Toten, Erhängen von Partisanen, Umsiedlung von Slowenen und anderen Volksgruppen) auf beiden Seiten äußerst brutale Züge an. Die Partisanen versteckten sich in den Wäldern und mussten von der Zivilbevölkerung versorgt werden. Da die deutschen Besatzer „Partisanenbegünstigung“ mit KZ-Haft bestraften, waren Teile der Bevölkerung nicht begeistert, wenn Partisanen von ihnen Versteck und Essen verlangten.

Rückkehr nach Bischofshofen

„Wir sind mit den Bombardierungen gekommen.“

Nach einem Jahr sind wir wieder nach Bischofshofen zurück. Wir mussten meinen verletzten Vater mitnehmen. Da haben sie eine Trage gebaut, die Brüder haben ihn im Krankenhaus in Cilli geholt; der Älteste war inzwischen beim Militär⁶. Dann fuhren wir mit dem Zug weiter. In Marburg war Fliegeralarm. Mit dem Vater auf der Bahre sind wir hinaus aus dem Waggon, in einen Keller hinunter, und dann wieder zurück. Dann ist es endlich weiter gegangen, über Graz nach Bischofshofen. Da war ein Krankenhaus oben am Kreuzberg⁷, dorthin haben wir ihn gebracht.

Wir sind dann noch ein paar Monate in die Schule gegangen. Und genau zu der Zeit – da haben die Bischofshofner noch keine Ahnung gehabt vom Krieg, außer dass ein paar Flieger drüber geflogen sind – ist die Bombardierung in Bischofshofen gewesen⁸. Als ob wir zum rechten Augenblick daher kommen, dass wir den Bombenangriff mitmachen. Zweimal war das. Wir sind da hinauf in die Hoferau, wir haben Glück gehabt, dass uns nichts passiert ist. Mein Bruder ist einmal gerade noch aus der Bahnhofsunterführung herausgekommen. Aber ich hab schon Angst gehabt bei den Bombenangriffen!

Die letzten zwei Schweine in Slowenien haben wir noch dort geschlachtet und zu Speck verarbeitet. Damit ist es uns ja noch gut gegangen. Sonst hat's ja alles nur mehr mit Marken gegeben. Das war schon ein Tiefpunkt, das muss man erst erleben. Oft hat man auch mit Marken nichts mehr bekommen, weil's nichts mehr gegeben hat. Mein Vater hat mit seinem schlecht und recht zusammengeflickten Fuß nur eine Möglichkeit gehabt zu arbeiten: Schwarzschlachtungen⁹, Schafe, Kälber bei den Bauern rundherum! Und wer ist zu uns gekommen einkaufen? Die Gendarmerie! Die haben auch Hunger gehabt. Gleichzeitig haben sie gesagt: Aber morgen kommen wir kontrollieren, weißt du eh! Übermorgen sind sie wieder gekommen um Fleisch. Für die Marken hast du ja nichts gekriegt. Dann ist er wieder Heizer geworden in der Streckenleitung, dafür hat er eine kleine Pension bekommen.

⁶ Gemeint ist die Deutsche Wehrmacht

⁷ St. Rupert wurde von den Nationalsozialisten enteignet und in eine nationalsozialistische deutsche Einheitsschule, eine Vorstufe zur NAPOLA, umfunktioniert. 1944/45 wurde ein Reservelazarett errichtet, woran noch Gräber von 79 verstorbenen Soldaten erinnern.

⁸ Zwischen dem 22. Februar und dem 4. Mai 1945 wurde Bischofshofen aufgrund der Bedeutung der Bahnlinie mehrmals bombardiert.

⁹ Im Nationalsozialismus konnte aufgrund der strengen wirtschaftlichen Reglementierung Schwarzschlachten mit KZ-Haft bestraft werden.

Wie die Amis gekommen sind, war das schon eine Erleichterung für uns. Wir Buben haben ja Kaugummi und Schokolade bekommen. Aber die Bevölkerung ist schon am Boden gelegen. Aus der Neuen Heimat mussten alle ausziehen, die Wohnungen haben die Amis bekommen. Bei anderen Südtirolern konnten wir teilweise unsere Möbel unterbringen, und in einem Zimmer mit vielleicht drei Mal drei Metern haben wir gewohnt. Gerade dass ein Bett hinein gegangen ist. Das war schon eine schwere Zeit. Dann hatten wir Glück und bekamen einen Platz in einer Baracke. Alle mussten in Baracken, wir sind dreizehn Jahre drin gewesen! Anfangs mussten wir sie desinfizieren, weil Wanzen drin waren. In der Hanuschgasse hat es ein Haus gegeben mit zehn Duschen im Keller, da musste man sich anmelden. Sonst haben wir das Wasser von weither tragen müssen! Jeder, der jemals in einer Baracke gewohnt hat, will da heraus. Der will ja auch besser leben.

Wie die Not ein bisschen vorbei war, so in den 1952er und 1953er Jahren, da haben die Leute begonnen, auf die Barackenleute herab zu schauen. „Barackler“ hat es geheißen. 1954 ist ein Baugrund zum Verkauf angestanden. Wir hatten ja kein Geld, aber wir wollten aus der Baracke heraus. Wir haben ihn gekauft. Ich hab ja 1953 den Führerschein gemacht und hab auf ein Auto gespart. Damit ging der Grund her.

Jetzt bauen, ja aber mit was? Es hat schon Anleihen gegeben. Aber jedem, der etwas auf sich gehalten hat, war es zuviel, wenn er eine Anleihe hat aufnehmen müssen. Und mir ist es auch so gegangen. Ich soll Schulden machen? Ein Wahnsinn! Aber ich hab es natürlich getan, und dann haben wir alles händisch gemacht. Caterpillars waren Mangelware, außerdem hätte es ja was gekostet. Das kann sich heute keiner mehr vorstellen. Heute ist ein Fundament in zwei Stunden ausgehoben!

Ich hab nur 40.000 Schilling aufgenommen, da ist es ab und zu knapp gegangen mit dem Geld. Wenn ich nicht immer drauf geschaut hätte, dass die Raten bezahlt werden, wär das Haus vielleicht weg gewesen! Wir, mein Bruder und ich, haben das gemeinsam aufgebaut. 1957 haben wir übersiedeln können.

Berufliche Karriere, Sport und Politik

„Ich hab nie im Leben eine vierte Klasse besucht ...“

Ich habe beim Schragl zu arbeiten begonnen, da hab ich die Möglichkeit bekommen, Sägewerksarbeiter zu lernen. Beim Schragl hätte ich sogar den Betrieb übernehmen können, ich hab abgelehnt, weil ich dort nichts für mich gesehen habe. Es war eine große Halle da, aber alte Maschinen, zum Teil wie aus dem 18. Jahrhundert. Beim Rettensteiner war ich ab 1964 als Platzmeister, da waren neue Maschinen und Stapler. Statt bisher vier Meter musste ich die Bretter jetzt nur noch einen halben Meter hoch heben.

Inzwischen bin ich zur Gewerkschaft gekommen und dann zur Partei (= SPÖ). Zugleich hat es so eine Art Bau- und Holzarbeitergewerkschaftsjugend gegeben, da bin ich dann Obmann geworden. Da habe ich das, was ich als nicht-Schulbesucher verloren habe, aufholen können. Die Fortbildung dort, das war für mich ein Ruck. Ein Beispiel: Ich bin bei der Gewerkschaftsjugend aufgeklärt worden. Meine Mama ist ganz rot geworden, wie ich ihr das nach einem Seminar in Wien erzählt habe. Durch die Gewerkschaftsjugend bin ich auch hineingewachsen in andere Funktionen. Ich war 20 Jahre lang Gewerkschaftsobmann in Bischofshofen. Ich war auch Gemeindevertreter bis 2003, dann bin ich zugunsten von Hans Jörg Obinger zurückgetreten. Seither bin ich nur mehr in der Fraktion. Ich hab aber nie Allüren gehabt, Bürgermeister werden zu wollen.

Ich hab auch Musik gemacht und bei einer Band mitgespielt, den Amigos, das war eine der bekanntesten in der Zeit. Da hab ich auch Geld verdient damit. Ich bin vom Arbeiten heim, hab gegessen und war wieder weg. Du musst dich immer informieren, da hast du wenig Zeit für die Familie. Meine Tochter hat mir damals einen Brief geschrieben: „Lieber Papa, nachdem ich dich am Montag, Dienstag und Mittwoch nicht gesehen habe ...“ Dadurch bin ich erst draufgekommen, dass ich nie daheim bin. Da muss ich auch meiner Frau ein Lob geben, die hat zu mir gehalten. Das war eine super Sache.

Trotz einer Bewerbung als Platzmeister bei der Liebherr wurde mir nach der Aufnahmeprüfung nur die Stelle als Buschauffeur angeboten, ich hatte ja alle Führerscheine. Bei einer Fahrt im Firmenbus wurde einem Mitfahrer eine Stelle bei der Gebietskrankenkasse angeboten, der wollte sie nicht. Ich hab einfach gefragt: Kann ich auch? „Ja sicher“, war die Antwort. Mit Frau und Kindern bin ich zur Aufnahmeprüfung gefahren. Ich bin aufgenommen worden, das war 1970. Aber beim Liebherr hab ich damals 7000 bis 8000 Schilling verdient, weil ich so viele „rote“ Stunden hatte. Jetzt bin ich zurückgefallen auf 3000 und ich musste ja noch die Raten für das Haus abbezahlen. Scheußlich, aber ich hab gewusst, nach einem halben Jahr gibt's die erste Vorrückung. Der erste Gedanke war, wie bring ich die Familie durch?

Dann hab ich weitere Prüfungen gemacht. Ich hab Buchhalterkurse gemacht, Bilanzbuchhalter. Dazwischen hab ich 1959 den Judoklub gegründet. Dann war ich 28 Jahre lang Sektionsleiter für Judo beim ESV (= Eisenbahnersportverein). Das war schwierig am Anfang, denn die Eisenbahner waren eine ganz eigene Clique. Da bist du als Privater fast nicht hineingekommen. Aber wir sind immerhin bis zum Staatsmeister aufgestiegen. Und aus allen ist was geworden. Da sieht man erst, wie wichtig ein Verein für die jungen Leute ist. Da denkst du dir schon, ja du hast dich gut für die Leute eingesetzt.

Ich war dann Kontrollor bei der Gebietskrankenkasse, ich hab unter anderem auch den Ärzten den Kassenvertrag überbracht. Ich habe dann angesucht um eine Stelle in Salzburg als Abteilungsleiter für die Selbstversicherung. Da hab ich auch schon besser verdient, da konnte ich schon lachen. Das hab ich drei Jahre gemacht, dann wurde wieder ein Posten ausgeschrieben, und zwar als Beitragsprüfer. Das war fünf Jahre vor der Pensionierung. Dadurch, dass ich früher so viele Kurse gemacht habe bei der Partei und bei der Gewerkschaft, hab ich vieles schon gewusst, was die anderen erst lernen mussten. Wir mussten kontrollieren, ob die Betriebe die Beiträge richtig abführen. Es war für mich ein Superposten! Wir haben ja nicht gestraft, wir haben aufgeklärt. Ich bin 1993 in Pension gegangen, meine Frau hat auch damals zu arbeiten aufgehört und ich hab die Pensionsbeiträge für sie weitergezahlt. Finanziell ist es uns gut gegangen. Seither organisiere ich für die Gewerkschaft die Ausflüge, mit hundert und mehr Leuten. Jetzt bin ich noch Seniorenbeauftragter in der Partei. Da gibt's ja eine Menge zu tun. Am besten taugt mir der Seniorenausflug der Gemeinde mit 400 Leuten! Da braucht es schon Organisationstalent. Bei der Rivalität zwischen SPÖ und ÖVP muss ich schauen, neutral zu bleiben. Aber es gefällt mir, weil alle mitarbeiten!

Optimismus – das ist es, was ich jungen Menschen heute wünsche. Es ist nicht schlecht, sich in eine Gemeinschaft einzubringen, Alleingang führt nicht unbedingt zum Ziel.